



Leseprobe

Martin Schenk, Michaela Moser

Es reicht! Für alle!

Wege aus der Armut

ISBN: 978-3-552-06114-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-06114-9>

sowie im Buchhandel.

Vorwort

Es reicht! Mitten im reichen Europa leben Millionen von Menschen, die jeden Cent mehrmals umdrehen müssen. Niemand will sein eigenes gegen ein Leben in Armut tauschen. Die Betroffenen haben die schlechtesten Jobs, die geringsten Einkommen, die kleinsten und feuchtesten Wohnungen, sie haben die krankmachendsten Tätigkeiten, wohnen in den schlechtesten Vierteln, gehen in die am geringsten ausgestatteten Schulen, müssen fast überall länger warten – außer auf den Tod, der ereilt sie um einige Jahre früher als Angehörige der höheren Einkommenschichten. All dies ist alltägliche Realität – für mehr Menschen, als von den meisten angenommen. Sie leben am Limit, kämpfen mit dem Mangel an Möglichkeiten und leiden am Verlust existenzieller Freiheiten, der damit einhergeht.

Jede und jeder der Menschen, die in Armut leben, hat einen Namen, ein Gesicht, eine individuelle Geschichte. Einige werden auf den folgenden Seiten näher vorgestellt. Elisabeth, George, Michi, Selina ... Wir kennen uns aus der Sozialberatung und aus Notunterkünften, aus der Arbeit an einer Straßenzzeitung und von gemeinsamen Aktionen, von Nachhilfestunden und Schulprojekten, aus Initiativen zur Gesundheitsförderung und Selbsthilfegruppen und aus der europäischen Vernetzung von Menschen mit Armutserfahrungen.

»Ich hätte mir nie gedacht, dass mir das passiert«, hören wir immer öfter Frauen und Männer sagen, die sich »ganz unten« wiederfinden. Die Biografien der Betroffenen sind bunter, als der schnelle Blick glauben macht. Die Dauerpraktikantin mit Uni-Abschluss und der Schulabbrecher, die Alleinerzieherin mit drei kleinen Kindern, die früher als Dolmeterscherin in der Welt herumkam, und der Langzeitarbeitslose, der einmal eine Firma

geleitet hat. Der junge Mann mit Depressionen, der sich in sozialen Initiativen engagiert, und die perfekt Deutsch sprechende Migrantin in der Leiharbeitsfirma. Der Freund, der sich als Ich-AG durchschlägt, und die – nach einem Bandscheibenvorfall des Vaters – überschuldete Familie. Ihre Geschichten sind unterschiedlich, ihre Lebensverhältnisse allesamt prekär. Kürzlich in der Beratungsstelle: eine junge Frau mit zwei Kindern, deren Einkommen so gering ist, dass sie entscheiden muss: Zahle ich die Krankenversicherung oder die Miete oder die Hefte zum Schulanfang für die Kinder.

Dass die Armut um sich greift, fällt auch jenen auf, die (noch) nicht unmittelbar von ihr betroffen sind. Drei Viertel aller EuropäerInnen geben mittlerweile an, dass die Armut in ihrem Land weit verbreitet ist. Und während aktuelle Studien zeigen, dass neun von zehn EuropäerInnen von ihren Regierungen Maßnahmen gegen Armut erwarten, wird das Fehlen politischer Maßnahmen immer deutlicher. Auch wenn es in Sonntagsreden anders klingen mag, Armut wird in Kauf genommen.

Für alle! Ungleichheit schadet, und zwar fast allen. Noch mehr Ungleichheit heißt noch mehr Krankheiten und noch geringere Lebenserwartung für Ärmere, mehr Teenager-Schwangerschaften, mehr Status-Stress, mehr Gewalt und mehr soziale Ghettos. Eine sozial polarisierte Gesellschaft bringt Nachteile nicht nur für die Ärmsten, sondern auch für die Mitte.

Es lohnt sich, im Trommelfeuer der vorgetragenen Verknappung von Mitteln, der permanenten Sparlogik und Opferrhetorik die Fülle in den Blick zu nehmen. Es lohnt sich, die ökonomischen Sachverhalte zu überprüfen, die uns als unumstößliche Wahrheit präsentiert werden. Es lohnt sich, die Produktionsstätten neuer Ideologien auszuheben, die Glück und Freiheit versprechen und soziale Polarisierung bringen. Es lohnt sich, auf die Suche danach zu gehen, was Reichtümer vermögen.

Die Finanzkrise wird abgesagt. Die soziale Krise steht aber erst vor der Tür. Während die Finanzmärkte sich wieder auf

»business as usual« einstellen, soll die Bevölkerung mit Sparpaketen bezahlen, was das Finanzdesaster an Löchern in die öffentlichen Haushalte gerissen hat. Wie die Kosten der Krise verteilt werden, entscheidet über mehr oder weniger Armut in den nächsten Jahren.

Wege aus der Armut: Armut ist multidimensional und ihre Entstehung multifaktoriell. Deshalb sind auch die Instrumente zu ihrer Bekämpfung entsprechend umfassend anzulegen. Für die Reduzierung der Armut braucht es eine ganzheitliche Strategie, einen integrierten Ansatz, die Fähigkeit, in Zusammenhängen zu denken. Erst im Zusammenwirken entfalten Maßnahmen ihre Wirkung.

Es geht darum, die Schwächen des Sozialstaats zu korrigieren und seine Stärken zu optimieren. Es geht darum, Antworten auf die großen sozialen Herausforderungen und neuen sozialen Risiken, wie etwa prekäre Beschäftigung, Pflege, psychische Erkrankungen oder Migration, zu finden. Es geht um einen Freiheitsbegriff, der auch die Freiheit der Benachteiligten einschließt. Es geht um ein Verständnis von Autonomie, das Bedürftigkeit nicht als Gegensatz formuliert. Es geht um eine Politik des Sozialen, die Bürgerinnen und Bürger sieht, nicht Untertanen.

Wer seit vielen Jahren in sozialen Organisationen und Armutsnetzwerken engagiert ist, kennt neben den düsteren Realitäten auch die Wirkung der Arbeit sozialer Organisationen und die Erkenntnisse der Armutsforschung, die – wie einzelne Best-Practice-Beispiele in einigen Ländern belegen – zeigen, dass es auch anders geht. Armut ist vermeidbar – auch in Krisenzeiten. Weniger Jobs, weniger Lohn, weniger Zukunft, weniger Sicherheit sind keine Naturereignisse, die über uns hereinbrechen. Das sollen die Analysen in diesem Buch deutlich machen.

Am Ende jedes Kapitels folgen Orientierungsvorschläge für weniger Armut. Es handelt sich um eine Art Kompass, der anzeigen soll, in welche Richtung es gehen muss. Die skizzierten Wege

betreffen stets die gesellschaftliche Ebene, die gemeinschaftlichen Zusammenhänge und auch den persönlichen Kontext. Die angeführten Beispiele sind dabei zwangsläufig unvollständig.

Sie sollen zeigen, dass es Alternativen gibt, auch und gerade in Zeiten der Krise.

Dass es noch viel zu tun gibt, aber auch sehr viel, was wir tun können, *damit es für alle reicht*.

1. Ganz Deutschland wäre arm

»Als arm würde ich mich eigentlich nicht bezeichnen.« Elisabeth lebt mit ihren beiden Kindern in einem kleinen Häuschen am Stadtrand von Wien. Mit ihrem Einkommen von gut 800 Euro, das sich aus Sozialhilfe und Kindergeld zusammensetzt, kommt sie gerade mal so durch. »Natürlich ist es knapp, aber wir hungern nicht, und wenn die Kinder neue Sachen brauchen, bekomme ich Geld von meinen Eltern. In der Schule soll nicht auffallen, dass wir fast nichts haben. Ein Urlaub geht sich natürlich nie aus, und meine Zähne kann ich auch nicht machen lassen.«

Auf Verbesserungen gibt es so wenig Aussicht wie auf einen Job. Elisabeth hat keine Ausbildung, die Schule hat sie damals abgebrochen und vor ihrer Heirat als Verkäuferin gearbeitet. Bald kamen die Kinder – heute vier und sieben – und auch die Streitereien begannen. Meist ging es ums Geld. Ihr Mann, Herbert, wurde nach der Geburt der ersten Tochter arbeitslos, begann zu trinken, irgendwann reichte sie die Scheidung ein. Herberts Einkommen war so gering, dass Elisabeth von dem ihr und den Kindern zustehenden Unterhalt nicht existieren konnte. »Arbeit finden, ohne Ausbildung und mit zwei kleinen Kindern, das ist praktisch aussichtslos.«

Als arm will sich Elisabeth trotzdem nicht bezeichnen, »so viel Stolz hab ich noch«, meint sie, auch wenn sie im Winter oft zweimal überlegen muss, ob sie die Heizung wirklich aufdrehen kann.¹

So wie Elisabeth geht es vielen. Eine von acht Personen muss in Deutschland oder Österreich mit einem Einkommen unter der Armutsgrenze auskommen. Offizielle europäische Statistiken setzen diese Grenze bei jeweils 60 Prozent des mittleren

Einkommens eines Landes an. Wer über weniger verfügt, gilt als einkommensarm. Rund 80 Millionen Menschen leben in der Europäischen Union offiziell unter der Armutsgrenze.² Diese Zahl entspricht in etwa der EinwohnerInnenzahl Deutschlands, dem bevölkerungsreichsten Land der EU. Man stelle sich vor, ganz Deutschland wäre arm, und was das für die reiche Europäische Union bedeutet.

Dass das Wirtschaftswachstum der letzten Jahre nicht oder kaum zur Erhöhung ihrer Lebensqualität geführt hat, steht für diese Menschen so wenig außer Zweifel wie die Tatsache, dass sie zu jenen gehören, die jedenfalls nachhaltig von der Rezession und der sogenannten Finanzkrise betroffen sind.

Wenn ein niedriges Einkommen, Benachteiligungen in der Wohn- und Gesundheitssituation und Einschränkungen im gesellschaftlichen Leben zur alltäglichen Lebensrealität eines Menschen gehören, spricht die Armutsforschung von akuter Armut. Ganz konkret bedeutet das oft eine Wohnung mit feuchten oder schimmlichen Wänden, die in einer als schlecht geltenden Wohngegend liegt und meist auch nicht angemessen geheizt werden kann. Abgetragene oder zu klein gewordene Kleidung können genauso wenig ersetzt werden wie kaputte Haushaltsgeräte, und frisches Obst und Gemüse gehören zu den nicht leistbaren Luxusprodukten.

Betroffen sind vor allem AlleinerzieherInnen wie Elisabeth, Familien mit vielen Kindern, MigrantInnen, Langzeitarbeitslose, MindestpensionistInnen und Menschen mit Behinderungen.

Was heißt hier arm?

Aber so richtig arm ist in Europa eigentlich trotzdem niemand. »Wer in Afrika war, erkennt erst, was wirkliche Armut ist und dass die sogenannten Armen hier eigentlich Luxusprobleme haben«, schreibt der Chefredakteur des Nachrichtenmagazins *profil* nach einer Auslandsreise.

Auch wer selbst noch nie in Afrika war, denkt bei Armut zunächst an Kinder, die in Pappschachteln auf der Straße leben, und an Siedlungen mit ärmlichen Hütten, irgendwo, wo es weder Schulen noch Krankenhäuser gibt und man täglich gegen den Hunger oder eine Seuche kämpft. Im Vergleich dazu geht es hier in Europa doch eigentlich allen sehr gut.

Armut jedoch lässt sich nicht allein am Einkommen und mit einem Blick auf die Straße oder an einer armseligen Behausung alleine festmachen. Hier irren »Hausverstand« und offizielle Statistiken gleichermaßen.

Der Hausverstand, weil er schon früh gelernt hat, die Bilder hungernder Kinder in Afrika als Synonym für Armut zu verstehen, Statistiken, weil sie die Ausgangssituation armutsbetroffener Menschen zu sehr vernachlässigen. Dabei sind sich die VerfasserInnen offizieller Statistiken sehr wohl der Relativität von Armut bewusst. Nicht zuletzt deshalb erfassen die Europäische Union, aber auch internationale Organisationen wie WHO oder OECD, Armut vor allem in reichen Ländern immer mit Blick auf die allgemeinen Einkommensverhältnisse in einem Land, berechnen also, wie es mit dem Anteil einzelner Personen am insgesamt verfügbaren Einkommen aussieht. Denn selbstverständlich spielt die Einkommensverteilung eine wichtige Rolle, wenn es um Armut geht.

Armut im Reichtum

Schaut man sich näher an, wie Einkommen und auch das Vermögen in einem reichen Land verteilt sind, wird rasch eine Kluft deutlich, die in den letzten Jahren immer größer wird. Die Gesellschaft driftet auseinander. Jetzt schon verdienen in Österreich die 20 Prozent Menschen mit den niedrigsten Einkommen gemeinsam nur zwei Prozent der gesamten Löhne, während die einkommensstärksten 20 Prozent fast die Hälfte des gesamten Lohnkuchens für sich beanspruchen. In Deutschland

beziehen die obersten zehn Prozent fast ein Drittel der gesamten Bruttolöhne, während sich das einkommensschwächste Zehntel 0,5 Prozent des Gesamteinkommens teilen muss.³

Noch größer wird die Kluft, wenn die Vermögensverhältnisse in den Blick genommen werden. Da bleiben dem reichsten Zehntel der ÖsterreicherInnen 54 Prozent, den reichsten zehn Prozent der Deutschen sogar 61 Prozent des gesamten privaten Geldvermögens, das reichste Promille verfügt in Österreich über genauso viel Vermögen wie die gesamte untere Hälfte. In Deutschland hält das reichste Hundertstel der Bevölkerung 23 Prozent des gesamten Privatvermögens von 6,6 Billionen Euro, das sind im Durchschnitt 817 000 Euro pro Person. Die unteren zwei Drittel der deutschen Bevölkerung verfügen praktisch über keine oder nur sehr geringe Reserven oder haben sogar Schulden.⁴

Werden die österreichischen Verhältnisse auf ein Dorf mit 1000 Einwohnern übertragen, in dem es ein angenommenes Geldvermögen von 60 Millionen Euro gibt, besitzt der reichste Mann oder, wenn auch eher unwahrscheinlich, die reichste Frau allein 4,8 Millionen und damit genauso viel wie die 500 »ärmeren« MitbewohnerInnen zusammen. »Gerecht« aufgeteilt wären das 9600 Euro für jede und jeden der 500 Leute, in der Realität ist jedoch davon auszugehen, dass es Gerechtigkeit selbst unter den »ärmsten« 500 nicht gibt und nicht wenige davon gar kein oder – aufgrund ihrer Schulden – sogar ein negatives Vermögen haben.

Von den »reichereren« 500 BewohnerInnen verfügen 100 gemeinsam über mehr als 30 Millionen, wovon sich allein die zehn reichsten gut 16 Millionen teilen können.

Dass auch in einem reichen Land einige sehr viel und viele nur recht wenig haben, ist durch die Ergebnisse der Armuts- und Reichtumsforschung also stichhaltig zu belegen. Ob jene, die am unteren Ende der Skala angesiedelt sind, »wirklich arm« sind, wird trotzdem von manchen in Frage gestellt. Die 800 Euro und das kleine Häuschen am Stadtrand von Elisabeth zum Bei-

spiel, davon würden Zigtausende Menschen in Afrika oder Indien doch nur träumen können.

Eine Aussage wie diese ignoriert allerdings die Verhältnismäßigkeit von Armut, und es wird miteinander vermischt, was die Armutsforschung als »absolute« und »relative« Armut unterscheidet.

Durch die Bilder hungernder Kinder vermittelt und in den Köpfen vieler von uns festgesetzt hat sich vor allem das Konzept der absoluten Armut, das Armut als Mangel an jenen Ressourcen versteht, die zum reinen Überleben nötig sind.

Das bereits erwähnte Konzept relativer Armut, das sich spätestens seit den 70er Jahren in Europa durchgesetzt hat, definiert Armut als benachteiligte Einkommenssituation im Verhältnis zum durchschnittlichen oder mittleren Einkommen einer Gesellschaft. Als arm gilt, wer sich jenen Lebensstil, der in einem Land als »normal« gilt, nicht leisten und in der eigenen Gesellschaft folglich nicht »mithalten« kann. Die 300 Euro monatlich, die einer Bewohnerin von Kalkutta ein gutes Auskommen ermöglichen, genügen in Wien oder Berlin nicht einmal, um Miete und Heizung einer kleinen Wohnung zu bezahlen.